

»Wo bin Ich – wer bin Ich?«

Wie sich Selbstbewusstsein im Säuglings- und Kindesalter entwickelt

Wenn ein Säugling seinen Blick dorthin richtet, wo er eine Stimme hört oder sich einer vertrauten Person zuwendet, die ihn anlächelt, dann geben diese Reaktionen einen Hinweis auf sein Orientierungsbewusstsein: Er ist wach, orientiert in Zeit und Raum und reagiert auf die aktuellen Umgebungseinflüsse, was sich an seiner Mimik, seinem Kopfdrehen oder an anderen Körpermerkmalen erkennen lässt. Ältere Kinder können durch Zeichen, meist durch Laute und später durch Sprache, mitteilen, dass sie wach sind, wissen, wo sie sind, welche Tageszeit es ist oder wie sie heißen. Wer seinen Namen mitteilen kann, dem unterstellen wir, dass er weiß, wer er ist, und setzen dies mit Selbstbewusstsein gleich. Denn wir gehen davon aus, dass

jemand sich mit diesem Namen eindeutig identifizieren kann, sich also nicht selbst mit jemand anderem verwechselt. Damit kommt die zweite Art von Selbstbewusstsein zum Ausdruck: das Wissen darüber, wer man ist. Das Kind kann Auskunft geben über sich selber, kann sich selbst beschreiben und bringt damit das Selbst- und Personkonzept zum Ausdruck.

Anfänge des Selbstkonzepts im Säuglingsalter: Die soziale Konstruktion des Selbst

Weiß denn schon der Säugling, der sich nicht verbal artikulieren kann, wer er ist? Das Selbstbewusstsein des gesunden Säuglings beschränkt sich noch auf das Orientierungsbewusstsein. Das stellt er gelegentlich lautstark unter Beweis, wenn er Zuwendung will oder sich nicht im Gleichgewicht mit der Welt fühlt. Die entwicklungspsychologische Forschung zeigt, dass die physische Verfassung es erst langsam erlaubt, ein Selbstkonzept zu entwickeln.

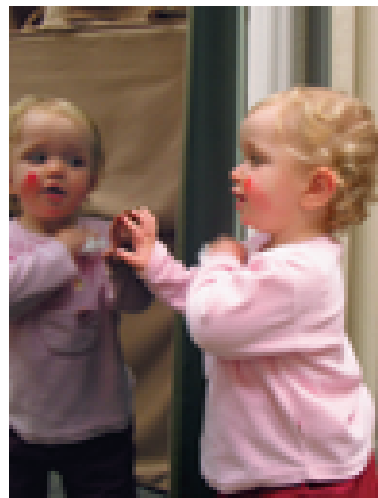
Auch intakte Gehirnfunktionen, körperliche Pflege und Ernährung sind nur notwendige, aber keine hinreichenden Voraussetzungen dafür, ein solches Selbstbewusstsein auszuformen. Darüber hinaus braucht das Kind eine stabile emotionale Bindung, ohne die seine emotionalen, kognitiven und sozialen Fähigkeiten unzureichend bleiben, um ein adäquates Leben in menschlicher Gemeinschaft selbstständig führen zu können.

Der Säugling ist von Anfang an ein stark sozial geprägtes Wesen,



und als solches wird er in der Regel auch von den anderen sozialen Wesen in seinem Umfeld anerkannt. Die Pflegeperson, meist Mutter und/oder Vater, beobachten den Säugling sorgfältig und bauen so eine intensive Beziehung auf. Die Pflegeperson wählt bestimmte Verhaltensweisen des Säuglings aus, imitiert und wiederholt diese, wie umgekehrt der Säugling bestimmte Verhaltensweisen seiner nächsten Bezugspersonen auswählt und dies manchmal durch Schreien signalisiert. Dadurch baut sich früh eine sozial vermittelte Handlungskausa-

Unmittelbares Selbstbewusstsein oder objektiviertes Ich? Der Rouge-Test soll es beweisen: Das Kind bekommt Rouge auf die Wange aufgetragen und wird dann vor den Spiegel gestellt. Wo versucht es, die Farbe abzuwischen – am Spiegel oder an seiner eigenen Backe? Erst Kinder ab dem 18. Monat wischen spontan an ihrer Wange. Das heißt: Sie beginnen, sich als »objektiviertes Ich« wahrzunehmen und zu verstehen, wie sie anderen erscheinen.





Schon vier Monate alte Säuglinge können zwischen sich und ihre Umgebung unterscheiden – dies wird so getestet: Sie werden in einen Stuhl gesetzt und können ihre Beinchen nur auf Monitoren sehen: auf dem ersten aus der normalen Perspektive, der »Selbst-Ansicht«, auf dem zweiten Monitor aus der Beobachter-Position. Dann wird die Blickdauer und die Beinbewegung im Zusammenhang mit der Blickpräferenz gemessen.

lität auf: Beide lernen voneinander, wie man den Anderen dazu bringt, etwas Bestimmtes zu tun. Abstrakt gesprochen, findet eine wechselseitige signalorientierte Handlungsregulation auf emotionaler, motivationaler und kognitiver Ebene statt. Von Beginn an ist der Säugling also integraler Teil einer sozialen Einheit, aus deren Begrenztheit er sich allmählich herauslöst.

Beständig wiederkehrende Muster der physikalischen und sozialen Umgebung liefern wichtige Informationen über das Selbst. Wenn man schreit, kommt meistens die Pflegeperson, aber nicht die begehrte Milch, an die man nicht herankommt. Man muss die Rassel anstoßen, damit sie klappert, aber Schreien führt nicht immer dazu,

Literatur

Knopf, M., Mack, W. & Kressley-Mba, R. (2005). Über das episodische Gedächtnis bei Säuglingen und präverbalen Kindern. Psychologische Rundschau, 56, Seiten 113–122.

Welzer, H. (2005). Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung (vollständig überarbeitete Neuauflage). München. Beck.

dass man herumgetragen wird. So lernen Säuglinge schon früh Zusammenhänge zwischen physischer und Handlungskausalität und damit, wie der Zusammenhang zwischen eigenen Aktionen und Veränderungen in der Umgebung ist.

Dabei erweisen sich die Verhaltensweisen der Umgebung, geprägt von sozialer und physikalischer Widerständigkeit, als eine Quelle von Informationen über das eigene Selbst. Besonders aufschlussreich für den Säugling ist der Unterschied zwischen physikalischer und sozialer Kausalität.

Aspekte der Selbstentwicklung in Wahrnehmung und Gedächtnis

Die Wahrnehmung des eigenen Körpers ist grundlegend für die Unterscheidung in Selbst und Nicht-Selbst. In einem Versuch von Philippe Rochat und Rachel Morgan (1995) wurden zirka vier Monate alte Säuglinge so in einen Stuhl gesetzt, dass sie nur über einen gegenüber befindlichen Monitor ihre eigenen Beine sahen, und zwar so, als ob sie auf sich herunter sehen würden. Diese normale Perspektive, die »Selbst-Ansicht«, wurde nun vertauscht: Auf einem benachbarten Monitor sahen die Säuglinge eine »Beobachter-Ansicht«, die sich ergibt, wenn jemand vor dem Säugling stehend auf dessen Beinchen herabsieht. Gemessen wurde die Blickdauer und die Beinbewegungen im Zusammenhang mit der Blickpräferenz. Es ergab sich, dass die Säuglinge länger auf die »Beobachter-Ansicht« sahen und dabei häufiger ihre eigenen Beinchen bewegten. Sie bemerkten also nicht nur den Unterschied zwischen »Selbst-Ansicht« und »Beobachter-Ansicht«, sondern prüften auch, ob es tatsächlich ihre eigenen Beinchen sind, die in so ungewöhnlicher Perspektive erscheinen. Daraus lässt sich schließen, dass schon junge Säuglinge sich und ihre Umgebung unterscheiden können. Der amerikanische Psychologe Ulric Neisser nennt dieses Selbst »ökologisches Selbst«.

Säuglinge lernen also von Geburt an, dass mit ihren Körperbewegungen stets bestimmte Umgebungsveränderungen einher gehen. Das Öffnen und Schließen der Augen geht mit Veränderungen der Eindrücke von Hell und Dunkel

einher; das Bewegungsmuster beim Schütteln der Rassel erzeugt ein passendes Geräuschmuster; wenn man schreit, taucht jemand auf, mit dem zusammen man wieder bestimmte Veränderungen in Gang setzen kann, beispielsweise, getragen zu werden.

Der bekannte Schweizer Entwicklungspsychologe Jean Piaget (1896–1980) hat den Begriff »zirkuläre Kreisreaktionen« geprägt und exemplarisch beschrieben, wie Wahrnehmen und Handeln in einem Kreislauf verbunden sind. Zirkulär bezeichnet er diese Reaktionen, weil ein Baby einen Effekt, den es zufällig hergestellt hat, wieder und wieder erzeugt und dabei eine große Variationsbreite von Effekten herstellt, die zu neuen Effekten und damit zu neuen Kreisreaktionen führen können. Eine primäre Kreisreaktion kann in der Wiederholung eines zufällig erzeugten Schmatzgeräuschs entstehen, so dass das Baby in Folge verschiedenster Varianten solcher Schmatzgeräusche kreierte. Zu den sekundären Kreisreaktionen gehören dann Effekte, die Säuglinge selbst in ihrer Umgebung auslösen können – beispielsweise etwas anstoßen, das dann rasselt. Aus diesen sekundären Kreisreaktionen können sich dann höherstufige Aktionen entwickeln, beispielsweise eine Intentionsbewegung verstehen: Jemand greift nach dem Objekt, das er auch ansieht und nicht danach, was außerhalb seines Blickwinkels ist. Ein zweites Beispiel: Der Säugling imitiert Aktionen unmittelbar oder verzögert an einem Objekt und sucht nach Objekten, die kurzzeitig verdeckt sind. Diese Suche deutet darauf hin, dass sich Wissen im Gedächtnis aufbaut, also »innere Bilder« des Abwesenden existieren. All das zusammen ermöglicht es dem Säugling am Ende des ersten Lebensjahrs, dass er mit seinen Aktionen in vorhersagbarer Weise Effekte bei physikalischen Dingen, aber auch bei Menschen hervorbringen kann. Babys lernen aber auch, dass sich Reaktionen anderer Menschen nicht in der gleichen Weise vorhersagen lassen wie Flugbahnen von Bällen. Nicht immer trägt einen die Pflegeperson herum, wenn man schreit, nicht immer bekommt man sofort etwas zu essen.

Wenn die Kinder sich selbst fortbewegen, dann nimmt damit auch

das Lerntempo schnell zu. Nun können sie immer besser mit anderen zusammen etwas tun. Die Kleinkinder lernen, dass andere in bestimmter Weise auf sie reagieren, sie ansprechen, auf sie deuten. Schon als Säuglinge haben sie gelernt, den Blicken und Zeigegesten anderer zu folgen. Nun bemerken sie, dass andere ihren Blicken und Gesten folgen, dass sie selbst auch in die Handlungen anderer einbezogen werden und diese beeinflussen können. Sie lernen zu verstehen, dass sie von anderen angesehen werden, was sich beispielsweise in der Entwicklung der Körperscham zeigt.

Um dieses wachsende Verständnis zu belegen, eignen sich besonders Spiegeltests, wie sie unter anderem auch in der Frankfurter Längsschnittstudie zur Ontogenese des Erinnerens bei Kindern gemacht werden. In diesem von der Entwicklungspsychologin Prof. Dr. Monika Knopf geleiteten Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft werden Kinder zwischen zwölf Monaten und drei Jahren untersucht. Bei den Tests am Institut für Psychologie, in der Arbeitsgruppe Entwicklungspsychologie, werden die Kinder vor einen Spiegel gestellt und beobachtet, wie sie mit ihrem Spiegelbild verfahren. Es werden bestimmte Körperansichten des Kindes so verändert, dass die Kinder dies erst vor dem Spiegel bemerken können. Interessant ist nun, ob sie das wahrnehmen und vor allem, wie sie darauf reagieren. Wo werden sie versuchen, diese Veränderungen zu beseitigen – am Spiegel oder an sich selber?

Verwendet wird der »Rouge-Test«: Ohne dass das Kind es merkt, wird auf seiner Wange ein roter Fleck aufgebracht, und dann wird das Kind vor den Spiegel gestellt. Erst Kinder ab 18 Monaten wischen spontan an ihrer Wange. Dies deutet darauf hin, dass das Kleinkind nicht nur ein unmittelbares Selbstbewusstsein hat, das auf die aktuelle Situation beschränkt ist, sondern ein objektiviertes Ich. Statt Spiegel lassen sich zeitlich versetzt auch Videoaufnahmen heranziehen, um zu prüfen, ob Kinder an sich oder am Bildschirm Marken am Körper erkennen. Es spielt nun auch »Als-ob-Spiele«, beispielsweise verwendet das Kind eine Banane als Telefonhörer und kann erkennen, wie

ein Objekt aus der Perspektive eines anders platzierten Betrachters aussieht.

Diese Übernahme von Perspektiven ist bedeutsam für die Selbstwerdung; denn nun wird dem Kind klar, dass andere zwar auch etwas so sehen wie ich, aber dass es eben auf den Standpunkt ankommt. Es ist kein Zufall, dass in dieser Phase immer häufiger das Personalpronomen »ich« verwendet wird. Das andere »Ich« wird als »Du« angesprochen und verdeutlicht, dass sich das Selbst nur in der Unterscheidung zu anderen konstruiert, was auch als interpersonales Selbst bezeichnet wird.

Das Gedächtnis als »erweitertes Selbst«

Aspekte der Genese des Selbst im Kontakt der Ontogenese des Gedächtnisses werden in dem erwähnten FRAMES-Projekt (FRANKfurt Memory Studies) untersucht und sollen auch im Rahmen des Forschungskollegs »Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel« in einem Teilprojekt mit Prof. Dr. Johannes Fried [siehe auch Johannes Fried, »Tücke des Gedächtnisses – Über die Kooperation mit Neurowissenschaften«, Seite 32] weitergeführt werden. Im Zentrum steht das Gedächtnis, das uns erst die Deutung als die Selben über die Zeit ermöglicht. Neisser nannte dies »erweitertes Selbst«, dafür ist ein räumliches und zeitliches Bezugssystem eine bindende Voraussetzung.

Das Gedächtnis, so zeigen Experimente, legt nicht ein kontinuierliches kalendarisches Logbuch an, so dass man jede Erfahrung genau im Lebenskalender nachschlagen könnte. Die Annahme, es gebe eine automatische kalenderartige Datierung der gemachten Erfahrungen, wird als »chronologische Illusion« bezeichnet. Stattdessen muss jedes

Individuum mit Hilfe zeitlicher Begriffe die eigene Erfahrung zeitlich ordnen. In der frühen Kindheit ist die Wahrnehmung der Zeit noch wenig begrifflich fundiert, und der Erwerb von Zeitbegriffen erfolgt um das dritte Lebensjahr. Offensichtlich erlauben erst sprachliche Zeitbegriffe den Aufbau eines raum-zeitlichen Bezugssystems. Zudem wird das Erinnern erheblich dadurch begünstigt, dass die Erfahrungen verbalisiert werden können. Natürlich spielen bei der Konstruktion unserer Autobiografie die anderen und der kulturelle Code eine zentrale Rolle, in Erzählungen vergewissern wir uns unserer Geschichte, wir sind in Geschichten verstrickt, so der deutsche Phänomenologe Wilhelm Schapp (1884–1965). Damit ist unsere Zeit erzählte Zeit, nicht nur uhrengezählte, Sternen- oder Hirnzeit.

Dabei ist es sehr schwierig, genau anzugeben, was die Quelle des Erinnerens ist. Erinnern im engen Sinn bedeutet, dass man selbst die Erfahrung gemacht hat und weiß, dass man sich auf die Vergangenheit bezieht. Alles andere ist kein autobiografisches Erinnern, sondern Wissen. Der größte Teil unseres Wissens ist nicht auf selbstgemachte Erfahrungen zurückzuführen, sondern auf Mitteilungen, Berichte, Medien und Erzählungen. Wie der Historiker oftmals große Mühe hat, die Quellen auf diese Genese hin zu durchleuchten, berichtet da jemand eigene Erfahrungen oder bloß Mitgeteiltes, so haben auch wir als »Historiker unserer Biografie« ähnliche Schwierigkeiten. Die Quellen unseres Selbst können wir in unserem Selbstbewusstsein oftmals nicht mehr genau identifizieren. Das spielt aber für unsere Personwerdung keine große Rolle, solange wir das Gefühl haben, der Autor einer runden, spannenden Geschichte zu sein. ◆

Der Autor

Privatdozent Dr. Wolfgang Mack, 43, ist wissenschaftlicher Angestellter im Forschungskolleg »Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel« – Projekt »Gedächtnis – Kognition – Wissenstransfer. Mittelalterliche Fallstudien« gemeinsam mit den Historikern Prof. Dr. Johannes Fried [siehe auch Johannes Fried »Tücke des Gedächtnisses – Über die Kooperation mit Neurowissenschaften«, Seite 32] und Carola Garten (M. A.). Aktuelle Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Gedächtnisentwicklung bei Kleinkindern, insbesondere, welche Zusammenhänge zwischen Persongenese und dem Erinnern empirisch zu sichern sind. Ein weiterer Aspekt dieser Fragen ist, ob es kulturelle Konstanten der kognitiv-emotionalen Entwicklung des Kindes gibt und inwieweit sich solche Erkenntnisse im diachronen Kulturvergleich anwenden lassen, beispielsweise bei der Interpretation von Quellen zur Kindheit im Mittelalter.